

# Umschau

## Verklingende Weisen

Es ist eine schmerzliche Tatsache, daß unser deutsches Volk immer mehr das Singen verlernt — eine Parallelercheinung zum allmählichen Aussterben der Volkstrachten und der von der Fabrikware verdrängten handwerklichen Volkskunst. Es ist das ein Zeichen dafür, daß das „Volk“ im edelsten Sinn als Träger eines fest im Gemüt verankerten Heimatgefühls immer mehr von der „Masse“ ersetzt wird, daß der graue prosaische Einheitsstyp immer weiter greift und alle farbig belebte Mannigfaltigkeit verschwinden macht, daß die Lebensideale den rauen und rohen Lebenswirklichkeiten weichen müssen. Das Wort Proletarier ist ein furchtbares Wort; es bezeichnet eine menschliche Arbeitsmaschine, deren rhythmischer Gleichklang Tag für Tag die höheren Seelenfähigkeiten und Gemütschwingungen mordet. Der Proletarier ist überall daheim, wo er sein Brot findet; aber dieses Daheim ist nicht Heimat, sondern zufälliger Standort. Keine zarteren Fesseln binden ihn daran. Der müßte blind sein, der nicht sähe, daß die Proletarisierung unseres deutschen Volkes schicksalsmäßig als Folge der wirtschaftlichen Bedingungen immer weitere Kreise ergreift und die Menschen in zwei Klassen scheidet, von denen auch die obere, da sie keine Gäfte mehr aus dem Volke zieht, innerlich verdorren muß. Wo sollte da noch Platz sein für das Volkslied? Da können nur noch Schlager gedeihen, die von vornherein auf Gemütswerte keinen Anspruch machen, während die höhere Kunst volksfremde Wege geht und so den Riß zwischen den zwei Klassen erst recht klar und fühlbar macht.

Solche Gedanken schleichen sich in die Seele, wenn man das Buch „Verklingende Weisen — Lothringer Volkslieder, gesammelt und herausgegeben von Louis Pinck“<sup>1</sup>

zur Hand nimmt und alsbald gefesselt sich in den Inhalt vertieft. Der Herausgeber, ein katholischer Pfarrer, hat die für Kulturgeschichte und Volkskunde wichtige Aufgabe übernommen, die Volksliedreste, die sich im deutschsprachigen Gebiet Lothringens noch finden, aufzuzeichnen und so vor gänzlichem Verlust zu bewahren. Das „colligite fragmenta, ne pereant“ war sein leitender Gedanke, hier wie in seiner wertvollen Altlothringer Hausratsammlung. Diese Lieder — es sind ihrer hundert, während eine doppelte Zahl noch der Veröffentlichung harret — sind nachweislich bereits vor 1870 in Lothringen gesungen worden, wo das Land noch französisch war; viele davon reichen sogar auf frühere Jahrhunderte zurück, wo man unser modernes Dur und Moll noch nicht kannte.

Was dem Buch seinen eigenartigen Charakter verleiht, ist der Umstand, daß die Lieder ausnahmslos aus der noch lebenden Tradition geschöpft wurden. Es wurden weder gedruckte Bücher, noch fliegende Blätter, noch geschriebene Hefte zu Rate gezogen, sondern einzig das Gedächtnis alter Sänger und Sängerrinnen. Mit diesen wären sie wohl zum größten Teil zu Grabe gegangen, hätte sie der verdiente Herausgeber nicht vor dem Untergang bewahrt. Denn es ist auch in Lothringen wie bei uns: das Volkslied verstummt. Man wird natürlich voraussetzen müssen, daß die auf solche Weise gewonnenen Texte und Melodien wohl durchweg in Einzelheiten von der ursprünglichen Fassung abweichen; die Lieder sind bisweilen „zersungen“ worden, wie es bei der lebendigen, nicht schriftlich fixierten Tradition ja immer der Fall ist. Zudem versagte auch das Gedächtnis dieser alten Gewährsleute nur allzuoft. Nicht eine kritische Ausgabe war darum Ziel des Herausgebers, sondern das lebendige Zeugnis einzelner, das mit allen Unregelmäßigkeiten und Wucherungen getreu aufgezeichnet wurde. Nur in wenigen Fällen wurden offensichtliche Verballhornungen gebessert.

<sup>1</sup> Metz 1926, Lothringer Verlags- u. Hilfsverein, Kommissionsverlag Carl Winters Universitätsbuchh. in Heidelberg. M 7.—



Der Herausgeber hat die Freude am Volkslied von seiner Großmutter geerbt, die den Kindern nicht nur Märchen und Geschichten erzählt, sondern auch schöne alte Lieder vorgesungen hat. Wann der Plan zu unserer Sammlung entstand, wird nicht mitgeteilt; er wird eben im Laufe der Jahre unvermerkt gewachsen sein. Den wichtigsten Anstoß gab vielleicht das Bekanntwerden mit seinem Hauptgewährsmann, dem „Papa Gerné“. Der Verfasser lernte ihn zufällig an einem Freitagnachmittag im Herbst 1914 in der Hambacher Kirche kennen. Er sah da einen alten Mann in grauer Bluse von Station zu Station gehen, wobei er ein eigenartiges Lied sang. Er bat den Sänger, der aus einem zwei Wegstunden entfernten Nachbarort stammte und nur zufällig zu einem Verwandtenbesuch nach Hambach gekommen war, hernach in seine Wohnung zu kommen und entdeckte da eine wahre Fundgrube alter Volkslieder. 273 hatte er früher gekonnt, von denen innerhalb vier Jahren 164 — manche freilich nur als Bruchstücke — schriftlich aufgezeichnet wurden. Früher war eben das Liedsingen noch eine Leidenschaft, und bei den Dorfburschen galt der als der Held, der die meisten Lieder wußte. Um ein neues zu lernen, scheute man auch einen weiten Weg nicht. Selbst lange Balladen, wie die vom Grafen Bockewill — dreißig fünfzeilige Strophen! — wurden auswendig gelernt und bis ins Alter im Gedächtnis bewahrt. Das waren noch lebendige Bücher, die das geistige Erbe der Vorfahren weiterleiteten. Außer Papa Gerné ergaben besonders noch zwei alte Frauen, die „Udils-Kättel“ und „'s Bickel-Kättel“, reiche Ausbeute. Wegen ihrer „Schägellieder“ mußten die beiden in ihrer Jugend manchen Verweis vonseiten der Geistlichkeit einstecken. Das hatte offenbar wenig genügt, denn sie sangen sie auch noch in ihren alten Tagen. Für Neues waren sie freilich unzugänglich. Was nach 1870 in Vereine, Schulen, Kasernen an Liedern eingeschleppt wurde, fand keine Gnade. „Sith'r die Preißen im Land sin, do pißt fen Vogel meh“, sagte einmal die Udils-Kättel.

Die Liedaufnahmen, 1913 begonnen, verteilten sich auf mehrere sachkundige Persönlichkeiten. An sich ist es ja keine schwierige Aufgabe, eine korrekt gesungene Melodie schriftlich aufzuzeichnen. Aber die Korrektheit der Volkslieder ist eben eine recht relative, zumal im Rhythmus, der oft so verschleift wird, daß das richtige Taktnuß erst durch Abstraktion gewonnen werden kann. Daß das nicht immer leicht ist, sehen wir an Liedern wie S. 49, 62, 81, 217, 259, die ohne bestimmtes Taktnuß notiert sind. Auch solche Lieder ließen sich unschwer in ein Taktschema bannen, wenn man die Quantität mancher Noten ändert (was bei Lied S. 62 nicht einmal nötig wäre). Die treue Wiedergabe des Gehörten galt eben als oberste Richtschnur, und man wird diesen Grundsatz anerkennen müssen.

Die Texte sind ins Hochdeutsche übertragen, aber doch so, daß das Dialektische, volkstümlich Kernige immer noch durchschimmert. Ein Beckmesser möchte an diesen Versen wohl vieles zu tadeln finden. Allein die kräftige Sprache, die auf Salonfähigkeit der Ausdrücke wenig achtet, die oft so köstliche Naivität, das Lustige und Heitere, das selbst durch ernste Gedanken durchscheint, die Anschaulichkeit der Bilder und Vergleiche wirken so herzerfrischend, daß man über Mängel im Versbau und in der Gedankenabfolge gerne wegsieht. Wie köstlich drollig ist z. B. das Lied auf S. 239 „Ich wollt so gern ein' Wallfahrt tun“. Die Heldin ist ein heiratslustiges Mädchen, das den hl. Jan bittet, ihr zu einem Mann zu verhelfen. Ihre Bitte wurde erhört. Aber es ging ihr übel genug bei dem Rohling, der ihr „mit Säusten die Mücken jagte“.

In meinem ledigen Stand  
Hab ich Gold an die Dhren gehangen.  
Dies hat mir mein Mann versoffen,  
Es ist ihm durch die Gurgel geloffen.  
Ach, Herr Jan, lieber Herr Jan,  
Hilf mir doch von diesem Mann!

Auch diese Bitte wurde erfüllt. Der Mann starb, worüber sie ihre Freude kaum zurückhalten konnte. Und das Ende vom Lied?



Mein Mann sein Fuß, die wurden bald kalt,  
Die vorigen Gedanken die kommen bald;  
Mein Buckel ist ja heil vom Schlagen,  
Er könnt bald wieder was Neues tragen.  
Ach, Herr Jan, lieber Herr Jan,  
Hilf mir doch zu ein andern Mann!

Ist das nicht urchte Volkspoesie?

Es finden sich auch Texte, die ein katholischer Priester gewiß niemals in ein praktisch zu verwendendes Gesangbuch aufnehmen würde. Unsere Sammlung will aber nicht der Praxis dienen, was ja schon die ganze Ausstattung und Anlage und der Titel des Bandes bekundet, sondern der kulturhistorischen Forschung. Diese hat nicht zu fragen nach dem, was sein soll, sondern nach dem, was gewesen ist. Nur so kann sie ein unverfälschtes Bild von historischer Treue geben.

Woher alle diese Dichtungen ursprünglich stammen, ist eine kritische Frage, die zu lösen der Verfasser gar nicht die Absicht hatte. Aber lehrreich wäre es, die Quelle kennen zu lernen und alle die Wandlungen zu verfolgen, die im Laufe der Zeit unbewußt sich vollzogen. Vielleicht macht sich einmal ein Forscher an diese saure Arbeit.

Wie die Texte nicht nur in der Sprache, sondern auch im Gedanken- und Gefühlsgehalt bodenständig deutsch sind, so sind es auch die Melodien. Manche davon sind ja auch im Innern Deutschlands bekannt. Besondere Stammeseigentümlichkeiten dürften wir kaum finden. Niemand wird erwarten, daß alle diese Melodien hochwertig seien; manche sind dem Charakter des Textes zu wenig angepaßt, andere wenig originell, bei wieder andern vermißt man den korrekten Bau. Dafür entschädigen aber auch wahre Perlen. 27 Lieder sind in Moll bzw. mollartigen alten Kirchentonarten gesetzt<sup>1</sup>. Es hat einmal ein Kirchenlied-Fachmann behauptet, im deutschen Volk hätten nur Lieder in Dur Aussicht auf Erfolg und Dauer. Die Behauptung wird, von andern Beweisen ganz abgesehen, durch den starken Prozentsatz von

Moll-Liedern in der vorliegenden Sammlung gründlich widerlegt. Eigentümlich berührt der scharfe Tritonus im Lied S. 55 und das ungewöhnlich rhythmische Gefüge, was aber zu dem melancholischen Text recht gut paßt.

Zum Schluß müssen wir noch der in jeder Hinsicht mustergültigen Ausstattung des Bandes unser Lob zollen. Die kräftige Frakturschrift ist dem Buch mit seinem volkstümlichen Inhalt auf den Leib geschnitten. Das Papier ist nicht gespart, um den Sagspiegel dem Auge wohlgefällig zu machen. Ganz vortrefflich ist der reiche, einheitlich durchgeführte Bilderschmuck. Mehr als hundert Original-Federzeichnungen Henri Bachers, meist Darstellungen aus der lothringischen Heimat, sind in ihrer kraftvollen Technik und ihrer gemütvollen Wärme Stimmungserreger ersten Ranges. Viele davon sind wahre Meisterwerke der Illustrationskunst, an denen man sich nicht satt sehen kann. Auch die Umschlagzeichnung vom gleichen Künstler ist eine klangvolle und einschmeichelnde Ouvertüre. Kurz, das Buch ist aus einem Guß, und man kann nur wünschen, daß der äußere Erfolg der innern Güte entspricht, damit der Verfasser in die Lage kommt, uns auch bald die Fortsetzung in die Hände legen zu können. Sein Buch soll Schule machen und auch andere locken, das Liedergut deutscher Stämme zu sammeln und in ebenso tüchtigen Ausgaben zu veröffentlichen.

Josef Kreitmaier S. J.

### Handel-Mazzettis Karl-Sand-Roman

Man kann sich fragen, wie ein historischer Roman, dessen geschichtlicher Kern Charakter, Mordtat, Prozeß und Hinrichtung Karl Sands ist, zu dem Titel „Das Rosenwunder“ kommt<sup>1</sup>. Das hat seinen

<sup>1</sup> Das Lied S. 155 ist nicht tonus peregrinus, sondern transponiertes, hypodäolisch oder einfach E-Moll.

<sup>1</sup> E. v. Handel-Mazzetti, Das Rosenwunder. 8° (419 S.) 1924. Geh. M 5.50, geb. 7.50. — Deutsche Passion. Des Rosenwunders zweiter Teil. 8° (520 S.) 1925. Geh. M 6.—, geb. 8.— — Das Blutzeugnis. Des Rosenwunders dritter Teil. 8° (617 S.) 1926. Geh. M 7.50, geb. 9.50. Verlag Kösel & Pustet, München.